

## Vortrag Sid Auffarth

**Auf der Veranstaltung: „Plätze, Parks & Co. – Umgang mit dem öffentlichen Raum“  
des Bürgerbüro Stadtentwicklung e.V. am 30.01.2017 im Pavillon Hannover**

### Stadtteilplätze

Ich werfe einen Blick zurück auf die Entstehung und Durchführung des hannoverschen Stadtplatzprogramms, das als Lernprozess nun seit mehr als 17 Jahren dauert, und dessen Verlauf nicht ohne Irrtümer und Fehler war und noch ist. Denn wie das so ist: „Großstädte sind gewaltige Laboratorien, voll von Experimenten und Irrtümern, Fehlschlägen und Erfolgen in Aufbau und Planung. Es sind Laboratorien, in denen die Stadtplanung hätte lernen und ihre Theorien bilden und ausprobieren sollen,“ schrieb Jane Jacobs 1961 in ihrem leidenschaftlichen Plädoyer „Tod und Leben großer amerikanischer Städte.“ Mit dieser Feststellung und ihren streitbaren, aber konstruktiven Vorschlägen gegen den autogerechten Umbau der Metropolen gab sie Anstöße zu einem Umdenken in der Stadtplanung.

Und hat uns dieses Umdenken weiter gebracht? Hat die Stadtplanung gelernt?

Ich gehe dieser Frage nach am Beispiel des Stadtplatzprogramms „Hannover schafft Platz“, das 1999 vom Rat beschlossen wurde. Zur Entstehungsgeschichte: Am Anfang war die EXPO 2000, genauer: die knappe Zustimmung in der Bürgerbefragung 1992. Die hannoverschen Politiker kamen danach den expo-kritischen Gruppen entgegen, indem sie drei stadtpolitische Einrichtungen schufen. 1995 wurde zunächst das *Stadtforum Hannover* berufen, dann wurde die *Anwaltsplanung Süd-Ost* (Bemerode und umzu) installiert und schließlich das *Bürgerbüro Stadtentwicklung* gegründet, das als einzige dieser Institutionen bis heute geblieben ist, und heute der Veranstalter ist. Die EXPO hatte auch positive Seiten.

Das Stadtforum nahm sich unterschiedliche Themen der Stadtentwicklung vor, setzte auch Untergruppen ein, die aber alle folgenlos blieben - bis auf die kleine Arbeitsgruppe „Öffentlicher Raum“. Hier kamen 16 Akteure aus Politik, Verwaltung, Planung und Wissenschaft zusammen und stellten 1999 ein „Manifest für die öffentlichen Räume in Hannover“ vor. Zeitgleich beschloss der Rat im Sinne des Manifests das Programm „Hannover schafft Platz“, das er für zunächst zehn Jahre mit 30 Mio. D-Mark ausstattete. Damit sollten nicht die repräsentativen innerstädtischen Plätze herausgeputzt werden, sondern verteilt auf die Stadtteile Plätze mit dringendem Handlungsbedarf gestalterisch aufgewertet werden. Von insgesamt 258 Stadtteilplätzen stadtweit wurden 82 ausgewählt, und davon sollten in einer ersten Phase 16 Plätze neu geordnet werden, darunter der Oesterleyplatz (2001), der Fiedeler Platz (2001), der Bonifatiusplatz (2002), Schünemannplatz (2002), danach Neustädter Markt (gescheitert 2003), Sallplatz (2004), und Küchengartenplatz (2005).

Die unbescheidenen Leitbilder verweisen auf die besondere Bedeutung der öffentlichen Räume, denn sie sind Bühne der Inszenierung öffentlichen Lebens, sie sind Werkstatt mitmenschlicher Praxis und sie bieten durch ihre Eigenart den Anwohner\*innen Heimat. Oder in den Worten des Manifests: Die Plätze sind Orte des sozialen Lebens, wo sich Menschen unterschiedlichen Alters, Geschlechts, Herkunft, Kultur und Lebensweisen begegnen. Sie sind auch Orte der Demokratie, wo sich die Stadtgesellschaft in ihrer Meinungsvielfalt darstellen kann. Sie sind kulturelle Orte als Bühne für Quartiersfeste und kulturelle Arbeit, sie sind Impulsgeber für die Modernisierung der Stadt und helfen, die Identifikation mit dem Stadtteil und Verantwortung zu festigen. Insofern sind die Planungs- und Umsetzungsprozesse für die Neugestaltungen nur mit intensiver Beteiligung der Bürger\*innen durchzuführen. Denn vor allem sie benutzen die Plätze oder aber ignorieren sie. Deshalb wurden Vorbereitung und Planung als Lernprozess für alle Beteiligten gesehen, in den die fachlichen Erfahrungen der Experten und die alltäglichen und sozialen Erfahrungen der Stadtbewohner\*innen eingehen. Nicht indem abgefragt wurde, was man denn gerne hätte, sondern in Abstimmung der jeweiligen Interessen und als Austausch der Argumente auf Augenhöhe.

In diesem Prozess lassen sich vier Phasen des Planungsablaufs unterscheiden: Erkunden, Informieren, Beteiligen und Kooperieren. Zunächst einmal ist genaues Hinsehen erforderlich, auch eine längere Platzbeobachtung, denn kein Platz gleicht dem andern. Erst aus der Kenntnis der jeweiligen sozialen Besonderheiten lässt sich eine Verantwortlichkeit bei Nutzern und Anliegern aufbauen, die die Plätze wieder zu Orten des Miteinander, zu Bereichen der friedlichen Koexistenz unterschiedlicher Gruppen machen kann. "Einheit in der Mannigfaltigkeit" war im 19. Jahrhundert ein Leitsatz bei der Gestaltung von Straßen und Plätzen der bürgerlichen Stadt - heute könnte dies als soziales Leitbild wieder aufgenommen werden.

Mit dem typisch hannoverschen Ansatz: „Weiterbauen statt neu erfinden“ wurde ein pragmatischer Weg verfolgt, nicht mit sensationellen Projekten eines „urban design“ zu prunken, sondern mit der alltagstauglichen Ansprache: „Entrümpeln, ordnen und weiterbauen“ sich an die Menschen in den Stadtteilen zu wenden. Denn viele kommen aus dem Wohnumfeld zum nahe gelegenen Platz, um sich dort auszuruhen, sich mit anderen zu treffen oder sie kommen mit Kind und Hund. Das gilt für alte und junge Menschen, Frauen wie Männer, Bierfreunde und Berufstätige. Deshalb ist es die vordringlichste Aufgabe einer Platzumgestaltung, das sozial und baulich Besondere des Platzes zu erkunden, indem Nutzer und Anwohner befragt und der Platz an mehreren Tagen beobachtet wird, um festzuhalten, wer, wann, wo sich aufhält, und was da eigentlich passiert.

Da helfen möglicherweise die Feststellungen der „romantischen Realistin“ Jane Jacobs (1918-2006) weiter, die den Begriff des „Bürgersteig-Balletts“ prägte, als sie das Leben und Treiben vor ihrer Haustür beobachtete. „Unter der scheinbaren Unordnung der alten Stadt herrscht eine wunderbare Ordnung, welche die Sicherheit und die

Bewegungsfreiheit in den Straßen gewährleistet. Es ist eine sehr komplexe Ordnung. Ihr Wesen ist ein enges Ineinandergreifen der Nutzungen auf den Bürgersteigen, die ein ständiges Auf und Ab vieler Augen mit sich bringt. Diese Ordnung setzt sich zusammen aus Bewegung und Wechsel, und obwohl es sich um Leben handelt, und nicht um Kunst, könnten wir es mit etwas Phantasie eine Kunstform der Stadt nennen und sie mit einem Tanz vergleichen - nicht mit einem einfachen Volkstanz, bei dem jeder zur gleichen Zeit mit dem Fuß aufstampft, mit anderen herumwirbelt und sich niederbeugt, sondern ein kompliziertes Ballett, wo die jeweiligen Tänzer und Gruppen alle unterschiedliche Rollen innehaben, die sich wiederum wunderbar ergänzen und regelrecht ein Ganzes bilden. Das Ballett eines funktionierenden Bürgersteigs ist an jedem Ort ein anderes, es wiederholt sich nie und vollzieht sich überall in immer neuen Veränderungen.“

Ich komme auf meine zu Anfang gestellte Frage zurück: Und hat uns dieses Umdenken weiter gebracht? Hat die Stadtplanung gelernt? Dass die Abriss- und Neubauwut für eine autogerechte Stadt einer maßvollen, humanen Stadtplanung gewichen ist, lässt sich allgemein feststellen, auch wenn es punktuell immer noch zu Auswüchsen kommt. Auch dass durch die Beteiligung von Bürger\*innen das Klima im Stadtdialog verbessert hat, ist positiv, selbst wenn die Beteiligung immer wieder neu eingefordert werden muss. Dazu gehört auch das hannoversche Stadtplatzprogramm, das grundsätzlich als eine Erfolgsgeschichte anzusehen ist. Schon das „Manifest für die öffentlichen Räume in Hannover“ atmet Weitblick, Anspruch und Aufbruch, auch das ambitionierte Stadtplatzprogramm von 1999 ist couragiert, gut unterfüttert und wurde in vielen Fällen auch erfolgreich angenommen worden.

Nun will ich nach 17 Jahren der Umgestaltung hannoverscher Plätze keine Bilanz ziehen, aber aus eigener Erfahrung - zuletzt bei der Umgestaltung von Tegtmeyers Hof in Limmer - feststellen, dass die einschränkungslose Beteiligung von Bürger\*innen bei der Planung in den letzten Jahren stark vernachlässigt wurde. Die verantwortlichen Planer setzen auf ihre lange Erfahrung und meinen, dass das nicht mehr hinterfragt werden muss. Im Falle von Tegtmeyers Hof sind durch eine eigenwillige Gestaltung die früheren Nutzungsmöglichkeiten erheblich eingeschränkt worden. Unsere eher alltagstauglichen, gebrauchorientierten Vorschläge wurden abgebugelt. Und bei den innerstädtischen Großprojekten Klagesmarkt, Steintor und Marstall ist eine bürgernahe kooperative Planung gar nicht erst versucht worden. Ich halte es für unabdingbar, dass das hannoversche Programm der Platzumgestaltung nach so langer Zeit wieder einen bürgerfreundlichen Ruck braucht. Zwar wohnte dem Anfang ein Zauber inne, doch der ist längst verfliegen. Der bürgerfreundliche Ruck sollte nächstmöglich zB.beim Andreas-Hermes-Platz passieren. Mittwoch könnte damit ein Anfang gemacht werden, in einem Laboratorium der kreativen Stadtplanung.